

[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 18

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Turbulenzen

Freitag, der dreizehnte! Und? Ich bin nicht abergläubisch. Sicher lacht mir heute sogar das Glück ...

Ich springe aus dem Bett. Stürze mich ins Freiübungsprogramm. Bin schon hellwach und beinahe topfit. Unter der Dusche wachsen meine Kräfte noch. Bald setze ich sie für Putzvorgänge ein: Badewanne und Waschbecken sollen brillieren.

Der Tatendrang treibt mich zum Bett. Ich straffe Leintücher, schüttle Kissen. Plötzlich halte ich irritiert inne. Ein seltsames Knirschen dringt an mein Ohr. Ich lokalisiere den Ursprung im Mund, fahre mit der Zunge über zehn Zähne, bringe etwas zum Wackeln. Mir schwant Unheil.

Ich renne vor den Spiegel, entblöse das Gebiss, blase, sauge, klopfe, rüttle. Ein Stück Krone kollert ins Lavabo.

Ich bin entzückt, überschlage mein Arbeitspensum, prüfe, ob sich eine Lücke für den Besuch beim Dentisten findet, entdecke eine winzige Möglichkeit, hoffe, sie nutzen zu können. Aber noch sause ich, zeitlich und räumlich von meinem Retter weit entfernt, durch die gute Stube. Ich muss mich dringend neu organisieren, sonst wandle ich mit beschädigtem Kauwerkzeug ins Wochenende.

Hastig erledige ich, was am häuslichen Herd zu tun bleibt, schaue alle paar Sekunden aufs Zifferblatt und stelle schliesslich fest, dass mir bis zur Abfahrt meines Pendlerzuges geraume Zeit bleibt.

«Eine Stärkung schadet nie», brumme ich, schreite zum Vorratsschrank, entnehme ihm eine Vitaminampulle, die ich als Muster geschenkt bekommen habe. Schnell will ich den Zipfel am einen Ende des Glasröhrchens abbrechen, da gellt ein Schrei

durch die Sechsuhrstille: Von meinem Zeigefinger hängt ein Hautfetzen, unter ihm hervor dringt Blut.

«Jetzt erst recht, aber schlauer!» befehle ich, drehe die Ampulle um, presse sie gegen die Tischplatte, will die zweite Spitze abknicken. Ein Splittern, ein Zischen: Scherben mischen sich mit meinem Lebenssaft; der Vitamincocktail klebt an den Küchenplättchen.

Ich bin begeistert, lasse die schöne Beschörung unberührt, denn jetzt tut die Plazierung diverser Pflaster not. Wie ich mit drei verletzten Fingern an zwei Händen zurechtkommen soll, weiss ich nicht.

Ich hebe die Leukoplastschachtel aus einer Schublade, ertaste mehrere Schnellverbandstreifen, zerre sie aus den Papierhüllen, verschmiere sie rot, werfe alle beiseite, fasse frische Exemplare, wiederhole das Prozedere.

Endlich sind meine Wunden bedeckt, doch nun gilt es, die Spuren des unheilvollen Wirkens zu entfernen.

Ich lasse Wasser laufen, gerate

mit den Pflastern unter den Strahl, beachte es nicht, bis das halb geronnene Blut erneut fliesst. Wieder starte ich einen tapferen Versuch in Erster Hilfe.

Nach einer Ewigkeit ist es mir möglich, den Gang zum Bahnhof anzutreten. Die SBB distanzieren mich körperlich und seelisch von der Stätte des Verhängnisses. Am Reiseziel angelangt, stürze ich zum nächsten Telefon, schildere einer aufmerksamen Zahnarztgehilfin mein orales Leiden – und liege wenig später unter dem sirrenden Bohrer. Was mir das Folterinstrument antut, erdulde ich mit Freuden: Nichts kann an diesem denkwürdigen Tag schlimmer werden ...

Den medizinischen Feuerwehrübungen folgen redaktionelle Kämpfe. Dann haben auch sie ein Ende. Ich entschwebe in die Feierabendfreiheit.

Bei meiner Heimkehr reflektiere ich das Geschehene, wundere mich über so viel Pech – bis mein Blick auf den Kalender fällt: Freitag, der dreizehnte! Und?

Ich bin nicht abergläubisch.

Die Ungeheuer

«Weisst du», kicherte Tante Julia am Telefon, «es sind halt auch noch so Ungeheuer darunter.» Ich hatte mich nur erkundigt, ob sie viele Blumen zu ihrem 85. Geburtstag erhalten habe, und mit «Ungeheuern» bezeichnen wir im Familienjargon jene übergrossen, superprächtigen Blumenschalen, die den Beschenkten nicht selten zur Verzweiflung bringen. Ein Topf von 50 cm Durchmesser, gefüllt mit Erde und etwa zehn Pflanzen, wiegt gut und gern 35 kg, und ein Kran wird nicht mitgeliefert. Ich wurde deshalb gebeten, mich der floralen Schwergewichtler anzunehmen.

Tante Julia traf ich, vergnügt wie immer, inmitten dreier Ungeheuer, die auf makellosem Parkett und ebensolchen Teppichen deponiert waren und gewässert werden sollten. Das heisst, zu wässern waren nur die blühenden Pflanzen, ein feuchtigkeitsgieriger Zitterstrauch und eine Miniatur-Zimmerlinde. Der Rest des Gemüses, verriet mir mein grüner Daumen, liebte es trocken. Mir wird jeweils angesichts solcher territorialer Gewaltanwendungen fast übel, besonders, wenn

das Ganze hügelartig angerichtet und erst noch mit bunten Steinchen wie mit Zuckerguss übersät ist. Aber das Arrangement «stellte etwas vor», zweifellos. Wenigstens verwenden Verkäufer diesen Ausdruck mit Vorliebe, wenn es gilt, einen kostbaren Geschenkartikel an den opferwilligen Geber zu bringen. Wehe dem Empfänger! Er ist dann das Opfer dieses Opfers, denn Sachen, die «etwas vorstellen», haben selten ein Innenleben, dafür viel lästigen Pomp an sich. Diesen gilt es dann zu verehren, weil teuer, und überdies herzlich zu verdanken.

Ich liess mich also demütig nieder, umfasste eines der Ungeheuer und richtete mich dann ächzend auf, um es in die Küche zu schleppen. Dort wuchtete ich es über den Schüttstein und drehte den Wasserhahn auf, hoffend, die «Trockenen» nähmen mir die Rosskur nicht übel. Ich erinnerte mich wieder einmal schauernd jener Theorien, die besagen, die Pflanzen hätten Gefühle wie Lebewesen aus Fleisch und Blut; wir hätten nur die Ohren nicht, ihre Schreie zu hören. Wenn das stimmen sollte und unser Hörorgan entsprechend ausgebildet wäre, könnten wir es wohl in der Nähe von Ungeheuern ohne Schall-dichtmauer nicht aushalten.

Item, zweimal noch wiederholte ich die Gewichthebe-Nummer, danach machte ich mich mit schmerzdem Rücken auf den Heimweg.

Am folgenden Tag läutete es, und ein junger Mann, der im selben Haus wohnt wie Tante Julia, knallte keuchend das grösste der Ungeheuer auf meinen Küchentisch. Tante Julia hatte sich von den dreien getrennt, aus Notwehr, wie sie ausrichten liess. Ich griff sofort zum Schäufelchen und seziierte die bunte Pracht.

Jedes der eingepferchten Pflänzchen erhielt seinen eigenen Topf, wo sie heute noch stehen, falls sie nicht mangels Treibhauses und anderer Schikanen gestorben sind.

«Sagen Sie's mit Blumen!» – trotzdem und unentwegt, denn sie verüssen das Leben. Wenn es unbedingt etwas Teures sein muss, darf es auch ein grosszügiger Fleurop-Gutschein sein. Aber Tante Julia sowie andere Opfer bitten sehr, sie fortan vor Ungeheuern zu verschonen.

Tessa Daenzer

